

# Am heimlichen Herd

Unterhaltungsbeilage zum „Wilsdruffer Tageblatt“ — Amtsblatt.

## Der beste Coup des „Marquis von Down“

Der König der Unterwelt. — In der Rolle des Marquis von Edwin Woodhall, ehem. Mitglied von Scotland Yard.

Unter allen den Herren der Unterwelt, mit denen ich in Berührung gekommen bin, nimmt Georges Douglas, jetzt ein sehr alter Mann, der eine Strafe auf Lebenszeit verbüßt, einen besonderen Platz ein. Georges Spezialität lag darin, sich vertrauensseligen Geschäftsleuten gegenüber als ein Mann von Rang und Ansehen auszugeben, sich dadurch Kredit zu verschaffen und dann zu verschwinden.

Seitdem ich den offiziellen Dienst verlassen habe und mich privat betätige, werde ich häufig von großen Juwelieren beauftragt, schnell Erkundigungen über gewisse Kunden einzuziehen, die gerade aufgetaucht sind.

Einesmal ließ mich ein Juwelier rufen und sagte: „Der Marquis von Down war am vergangenen Donnerstag bei mir und hat ein Halsband für 2000 Pfund bestellt. Ich sandte zwei zur Auswahl in sein Haus, und er kaufte eines davon. Das andere sandte er mit dem Assistenten zurück und versprach, mir am nächsten Tage den Scheck zu geben. Der Scheck kam zwar am nächsten Tage nicht, dafür aber erschien der Marquis persönlich und verlangte ein goldenes Zigarettenetuis sowie Uhren zugestellt zu erhalten, auch einige Ringe, da er und die Marquise einige Geschenke zu machen hätten und er sich alles in Ruhe ansehen wolle. Wir schickten ihm das Gewünschte zu, und er kaufte alles. Heute hat er nun wieder angerufen und nach einer diamantbesetzten Tiara gefragt. Wenn ich das hinschicke, wird er es wohl kaufen, aber von dem Scheck sagte er heute nichts. Ist die Sache in Ordnung, kann er meinetwegen ein Jahr Kredit haben. Aber ich fange an zu zweifeln, — die Sache sieht mir doch recht sonderbar aus.“

Die Sache kam auch mir sonderbar vor. Ich entdeckte, daß die angegebene Adresse die Stadtwohnung des Marquis von Down war, und natürlich konnte ein Geschäftsmann mit dem Marquis nicht nach Belieben verfahren. Ich beschloß, mit dem Assistenten zusammenzugehen.

Als wir ankamen, führte uns ein Diener in der Livree des Marquis von Down in einen Empfangsraum. Kurz darauf erschien der Marquis. Er war von mittlerer Statur, mit einer leichten Glatze, grauem Haar und einem kurz geschnittenen Bart. Er war unauffällig gekleidet, trug weiße Leberstube, und um seinen Hals hing ein sehr breitem Bande ein altmodischer Kneifer.

„Ah, guten Tag“, begrüßte er uns. „Nehmen Sie Platz!“ Wir setzten uns, und mein Begleiter überreichte ihm das Paket mit der Tiara. In diesem Augenblick warf der Marquis mir einen Blick zu, an dem ich sofort erkannte, daß wir es mit einem Verdächtigten zu tun hatten, und zwar mit einem der gefürchtesten. Der Blick war nicht „abschätzend“ und nicht der eines Aristokraten, der an stelle des gewohnten Begleiters einen anderen Fremden eintreten sieht. Es war der abwägende Blick eines Detektivs, der im Zweifel ist, ob er es mit einem Defektiven zu tun hat oder nicht.

„Schön“, sagte er, auf die Tiaraweisend, „lassen Sie das Stück hier.“

„Ich bedauere, Ew. Gnaden um einen Scheck bitten zu müssen“, entgegnete ich. „Wir haben Ihnen Bargeld-Presse für die verschiedenen Entwürfe quittiert, und ich bin angewiesen, die Angelegenheit zu regeln.“

„Sehr wohl“, erwiderte der Marquis, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener, eine Schreibmappe aus der Bibliothek zu holen. Man brachte das Gewünschte, er schloß die Mappe auf, nahm ein Scheckbuch heraus und schrieb einen Scheck aus. Ich war verblüfft. Der Scheck konnte ebenso gut sein wie die Bank, auf die er gezogen war, er konnte aber ebenso gut wertlos sein. Nimmermehr war im Augenblick nichts zu machen. Wir verließen das Haus, und ich blieb zurück, um es zu beobachten und mir einen Plan auszuendenken. Mein Begleiter ging ins Geschäft zurück. Ich begab mich zu einem in der Nähe befindlichen Telefon, ließ einen Mann kommen, der mir gelegentlich bei Nachforschungsarbeiten hilft, und trug ihm auf, den Marquis zu beobachten, ihn, wohin er auch gehe, zu verfolgen und mir Bescheid zu geben. Dann besuchte ich verschiedene Leute, die den Marquis von Down kannten. Sie alle bestätigten mir, daß der Marquis in der Stadt sei und Ende der kommenden Woche verreisen wolle. Das klang durchaus plausibel, und doch war ich nicht zufrieden. Erst wollte mir nichts einfallen, bis ich schließlich doch auf einen Gedanken kam. Ich telephonierte an einen Florist, der als großer „Vetler“ für wohlthätige Zwecke bekannt war, und sagte ihm, der Marquis von Down beabsichtige, ihn sofort zu sprechen, da er ihm eine Stiftung zukommen lassen wolle.

Dann eilte ich zu meinem Assistenten zurück, der mir mitteilte, niemand habe das Haus inzwischen verlassen. Nicht lange darauf traf der Florist ein, und ich sah ihn das Haus betreten. Nach einer halben Stunde kam er heraus, ich sprach ihn an und fragte, ob der Marquis zu Hause sei, denn ich kannte diesen Florist sehr gut.

„Nein“, sagte er, „er ist nicht zu Hause. Sonderbare Sache. Man hat mich holen lassen, um eine Stiftung in Empfang zu nehmen, und als ich dort ankam und nach dem Marquis fragte, trat mir ein grauhaariger älterer Herr gegenüber, der sehr freundlich war.“

„Aber nicht der Marquis?“ unterbrach ich.

„Nein, nicht der Marquis.“

Ich hatte genug gehört. Ich telephonierte an Scotland Yard, legte sofort in aller Eile die Lage dar und kehrte zum Hause zurück. Mein Helfer war verschwunden und dem Marquis auf der Spur. Der Verfolgte hatte in Victoria Station einen Zug nach Brighton bestiegen, wo er verhaftet werden konnte. Man machte ihm den Prozeß, und auf die Dauer von vier Jahren verschwand er von der Bildfläche.

Nicht wenig war ich überrascht, als ich erfuhr, wie er sich in das Stadthaus des Marquis von Down einzuschleichen verstand. Er hatte eine Anzeige in der „Morning Post“ beantwortet und die Marquise, die für die Betreibung ihres Hauses keine Agenten anstellte, gesprochen. Sie beabsichtigte ursprünglich, erst in einer Woche auszugehen, aber da er sofort das Haus wünschte, willigte sie ein, schon jetzt

zu verreisen. Dann erhob sich die Frage der Empfehlungen und Einführungen, da er den Namen „Herr Simonds“ führte.

„D“, sagte er, „ich werde Ihnen heute nachmittags Referenzen zukommen lassen.“ Und nun vollbrachte er ein Meisterstück der Geschicklichkeit. Er fuhr nach Lambeth Palace und bat, dem Erzbischof von Canterbury vorgestellt zu werden. Er konnte diesen zwar nicht sprechen, wohl aber Hochwürden Mr. Candole, und wurde an den Kanoniker Partridge verwiesen. Dem Geistlichen erzählte er, er sei der Testamentsvollstrecker eines australischen Millionärs, welcher der anglikanischen Kirche eine halbe Million Pfund hinterlassen habe, die nach Gutdünken des Erzbischofs zu verwenden seien. Der Kanoniker war erfreut und verabredete mit Herrn Simonds, daß dieser am nächsten Tage den Erzbischof sprechen könne. Inzwischen rief der Schwindler Lady Down an und gab den Erzbischof als Referenz an. Als sie daraufhin Lambeth Palace antelephonierte, kannte man dort Herrn Simonds sehr gut, und alles war „in Ordnung“.

Es vergingen einige Jahre, ehe ich wieder mit Douglas in Verbindung kam, obwohl ich wußte, daß er bereits von neuem sein Unwesen trieb. Diesmal erhielt er für ein ähnliches Betrugsmanöver zehn Jahre Zuchthaus.

## Ein Abenteuerer

Skizze von Franz Bohl

Dort, wo „Graben“ und Wenzelplatz, die eleganten Boulevards von Prag, zusammenstießen, stand Baron von B. und musterte die bunten, internationalen Menge, die sich hier ein Stellchen gab. Gewählt gekleidet, mit feingeschnittenem Gesicht und sportmännischer Haltung, bot er ganz das Bild eines sorglosen Lebemanns. Niemand bemerkte, wie scharf und misstrauisch er die Vorübergehenden musterte und auf die Bruchstücke ihrer Gespräche achtete, die an sein Ohr klangen. Jetzt hörte er in seiner Nähe eine weibliche Stimme in deutscher Sprache nach dem Rathausplatz fragen und erkannte in der Auskunftsstehenden ein junges Mädchen, dessen zarte Schönheit ihm in seinem Hotel schon aufgefallen und das hier anscheinend an einen der wenigen nicht deutsch sprechenden Tschechen geraten war. Schnell trat der Baron hinzu und erbot sich, der jungen Deutschen den Weg zu zeigen, die, wie er lächelnd meinte, ja nicht nur seine Landsmännin, sondern gewissermaßen auch Hausgenossin wäre.

Durch das weltmännische, gewinnende Wesen des Barons entwarf man sich das junge Mädchen den unerwarteten Begleiter gefallen. Der nicht nur, wie sich bald zeigte, ein ausgezeichneter Gesellschaftler war, sondern auch über reiches Wissen und künstlerisches Empfinden verfügte. Er wies auf malerische Winkel hin, erklärte die Schönheiten der Gebäude und bereitete ihr viel Interessantes über die Zeit ihrer Entstehung. Das junge Mädchen, das mit der Mutter und einer Gesellschaftlerin reiste und selten allein ausging, hing andächtig an seiner Lippen und äußerte naïv sein Entzücken, wenn ihm etwas besonderes gefiel. Sie hatten jetzt die Altstadt durchschritten und standen auf der Karlsbrücke mit ihren barocken Heiligenstatuen und dem herrlichen goldenen Kreuzfahnen. Unter ihnen floß rauschend die Moldau, und vor ihnen baute sich der Bradschinn auf, gekrönt von der Burg und dem St. Veitsdom. Der Baron kannte dies schöne Bild, aber an der Seite seiner ganz dem herrlichen Anblick hingegebenen jungen Gefährtin gewann alles für ihn stärkere Bedeutung. Längst schon enturteilt, dunklen Abenteuerern preisgegeben, hatte er leichtsinnig die Bekanntschaft angemüht, auch hier gewohnheitsmäßig irgend welche Möglichkeiten ahnend. Unerwartet spielte er nun eine Führerrolle, die ihn erst amüsierte, aber seltsamerweise immer mehr sich selbst vergessen ließ.

„Kommen Sie jetzt weiter, gnädiges Fräulein“, sagte er eifrig, „wir haben noch viel zu sehen.“

Sie stiegen alte Gassen hinauf, kamen über kleine stille Plätze, vorbei an Kirchen und an Palästen von ungeheurer Ausdehnung. Wie reich und prächtigend mußten sie gewesen sein, die Gernin, Schwarzenberg, Rinský Loblovic und so viele andere, die es den Königen von Frankreich nachgemacht und sich jeder sein Versailles mit Schloß und Garten, Brunnen, Zimmern, Götterstatuen und Springbrunnen geschaffen hatten! — Nun waren die Schloßer von ihren Herren verlassen und Kasernen geworden oder Büros, in denen die Schreibmaschinen klappten; in den Gärten schwaigten die Kindermädchen und spielten die Kinder.

Baron v. B. war schweigsamer geworden, er hatte seiner Begleiterin erzählt, daß auch er aus solch einem alten österreichischen Adelsgeschlecht stamme, daß er in Schloß und Park aufgewachsen wäre. Aber er verschwieg, wie es dann mit ihm bergab ging und er von Stufe zu Stufe sank. Und daß er sich jetzt auf der Flucht befand und den Häusern nur mit Miß- und Not entrann. Düstere Bilder zogen vor ihm auf, und seine Augen wanderten wieder über ihn umher.

Da hörte er die junge, helle Stimme bitten: „Ach, Herr Baron, erzählen Sie mir doch etwas aus Ihrer Jugend!“ Und die unschuldigen Augen sah er vertrauensvoll auf sich gerichtet. So fing er wieder an zu erzählen, erst stöckend ohne Zusammenhang, dann immer mehr sich in die Vergangenheit verlegend, von der süßschmerzlichen Erinnerung überwältigt. Er schilderte seine erste Jugend zwischen Geschwistern, Diensthofen, Pferden und Hunden, beschrieb das uralte Schloß mit den dicken Mauern und dem sumpfigen Graben, dem mächtigen Park.

Ohne auf den Weg zu achten, waren die beiden in das Waldstein-Palais geraten, das in seiner Größe noch heute von der Macht des Feldherren des Dreißigjährigen Krieges zeugt. Sie hatten das Tor durchschritten und befanden sich mit anderen Besuchern in den Gemächern des Palastes. Nur flüchtig achtete Baron v. B. auf die Sebenswürdigkeiten, immer wieder fand er sich an seine Jugend erinnert, mußte erzählen. Er trat an das Fenster des Zimmers, in dem sie sich gerade aufhielten, und zeigte hinaus.

„Wenn ich morgens geweckt wurde“, sagte er, „dann zog ich die Vorhänge zurück und blickte in den Park. In den Bosketts blühten die Rosen, der Tau schimmerte im Gras, und die Äpfeln hängten über die Wege. Ein Stückchen weiter glänzte der See zwischen den Blüthen, und der Frühmorgens war dabei, den Kahn los zu machen. Da sprang ich schnell in die Kleider.“

Lochend drehte sich der Baron zu seiner Begleiterin um — und erstarrte! Nicht weit vom Fenster stand ein Herr und

sah ihn an, ein wenig lächelnd, als ob er einen guten Bekannten getroffen hätte. Oh, der Baron kannte dieses Gesicht, so lächelte es auch, als man ihn damals gefangen hatte, als alles zu Ende schien. Gestalt stieg es ihm in die Schläfen. Er fühlte, wie seine Hände zitterten und nach einem Halt suchten. So mußte es kommen: Langsam würden seine Begleiterin und er das Schloß verlassen, sich von einander verabschieden, dann ein paar Herren auf ihn zutreten, ihn wie einen Bekannten begrüßen und ihn in ihre Mitte nehmen.

Mechanisch ging der Baron ein paar Schritte, sprach ein paar Worte mit seiner ahnungslosen Begleiterin — und unauffällig folgte ein schlanker, diskret gekleideter Besucher dem Paar.

„Nein!“ Der Baron hätte es herausschreien mögen: o leicht ergab er sich nicht! Während er ruhig im Gespräch mit dem jungen Mädchen weiter schritt, prüfte er die Höhe der Fenster, suchte die Ausgänge. Sie durchschritten jetzt eine Galerie, von deren mit Gobelins geschmückten Wänden zwei Türen sich kaum merklich abhoben. Der Baron erklärte die Ornamente der Decke, lehnte sich dabei leicht an eine Tür und lauschte mit klopfendem Herzen nach der Klinte. Eine Sekunde lang sah er tief und schmürzlich in die Augen des Mädchens, seine Hand erhob sich suchend — und dann tönte ein Schrei durch die feierliche Stille des Palastes. Schnell herbei geeilte Besucher fanden eine junge Dame festungslös vor einer geöffneten Tür stehen, hinter der sich aus tiefem Dunkel eine Wendeltreppe erhob.

Kurz darauf sah Baron von B., durch einen Bart unkenntlich gemacht, in dem Expreßzug, der Prag in der Richtung nach Budapest verließ. Er blickte zum Fenster hinaus, sah die Häuser der Stadt allmählich zurücktreten, hörte die Bogen über eine Brücke donnern, und dann hob sich dunkel vom feurigen Abendhimmel der Stadtschinn ab, auf seiner Spitze wie eine Grafsburg der tausendjährige Dom.

## Pariser Restaurants.

Die Mehrzahl der berühmten Pariser Restaurants, soweit es sich um solche der feineren und feinsten Küche handelt, ist auf merkwürdige Weise entstanden. Während der großen französischen Revolution starb ein Teil des Adels auf dem Schafott oder mußte ins Ausland flüchten. Jeder dieser Herren hatte einen oder mehrere Köche beschäftigt, die fast sämtlich Meister in der Speisenherstellung waren, weil die französischen Adligen bedeutende Feinschmecker zu sein pflegten. Die brotlos gewordenen Köche fanden zu Hunderten auf der Straße und wußten nicht, wie sie ihre Kunst anwenden sollten, da es keine Reicheren mehr gab, welche sich ihren eigenen Koch halten konnten. Einer nach dem anderen von ihnen machte eine zurecht meist kleine, bescheidene Schwirfschiff auf, und da es vorzüglich zu kochen gewöhnt war, stellte er die Speisen derartig gut her, daß der Zulauf sich von Tag zu Tag vergrößerte. Dies war der Grundstock zu der Bedeutung, den die Restaurantbetriebe in Paris mit der Zeit nahmen.

Gewöhnt, für die gewählteste Gesellschaft zu kochen, mußten sie sich zuerst als Kundschaft mit einem gewöhnlichen, sogenannten „dritten Stand“ begnügen, und erst, als die Bourbons wieder ihren Einzug in Frankreichs Residenz gehalten hatten, begannen das zahlungsfähigere Publikum und die Fremden, diese Restaurants zu besuchen, die sich dann infolge der Vorzüglichkeit des Gebotenen schnell entwickelten und es nach und nach zu Belirum brachten. Innerlich blieben diese Köche des früheren Adels immer monarchisch gesinnt. Als im Jahre 1814 das Haus Bourbon wieder nach Paris zurückgekommen war, zeigte der damals hochberühmte Restaurateur Beauvilliers öffentlich seine Vorliebe für die französische Aristokratie, indem er mit seinem früheren Hoffkochen und mit dem Degen an der Seite, den er ehemals als Kosack hatte tragen dürfen, stolz durch seine Restaurationsräume schritt. Als auf den heutigen Tag ist Paris diejenige Stadt Europas geblieben, welche die meisten Restaurants hat. Im Jahre 1750 eröffnete Boulanger in Paris in der Rue des Boulevards ein Restaurant, über dessen Tür er folgende Inschrift anbrachte: „Kommt alle her, die ihr fröhlichen Magens seid, ich werde euch wiederherstellen.“ Das Wort Restaurant kann man ja auch in gewisser Beziehung mit Wiederherstellung des Magens übersetzen und die Kochkunst behaupten bis auf den heutigen Tag, daß der Stammgast eines wirklich gut geführten Restaurants nie magentaus wird.

Man war in damaliger Zeit hauptsächlich auf den Mittagstisch der Gasthöfe angewiesen, die aber nur auf Bedienung fremder Reisender zugeschnitten waren. Die Einrichtung von öffentlichen Restaurants in Paris fand so schnell Befall, daß es nur verhältnismäßig kurze Zeit dauerte, bis sich diese Sitte über sämtliche anderen Kulturländer verbreitete: der beste Beweis dafür, welches Bedürfnis das öffentliche Restaurant darstellte. Man kannte zwar schon früher sogenannte „Garfische“, welche aber nur ganze Kalbskeulen oder ganze Rinder- oder Hammelkeulen fix und fertig lieferten, also nur bei Veranlassungen von Gesellschaften in Frage kamen, für den einzelnen aber bedeutungslos waren. Die Möglichkeit, sich eine einzelne Portion oder ein zusammengestelltes Menü vorsetzen zu lassen, war im allgemeinen ausgeschlossen, bis der Pariser Boulanger seinen Restaurantsgedanken in die Tat umsetzte.

## Seitere Umschau.

Schmugglerflut. Der Patrofle Helm nähert sich dem Zollbeamten, der an der Freiheitsbrücke postiert ist und lächelt ihm zu: „Ich will morgen etwas Rum von Dea herunterbringen, Sie sollen es nicht zu bereuen haben, wenn Sie mich durchlassen!“ Als Helm am nächsten Tage wieder an die Brücke kommt, wird er von Zollbeamten umringt und streng untersucht. Die Beamten finden keinen Tropfen Rum bei ihm. Auf Befragung meint Helm: „Ja, da hätten Sie mich gestern untersuchen müssen, als ich mit dem Beamten sprach, da hätten Sie vielleicht was gefunden!“